



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Goethe als Freimaurer

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Die Unvollkommenheit des Völkerrechts wird als ein vorläufig nicht zu beseitigendes Gebrechen der Menschheit anerkannt. Mit dem Gedanken, daß es ein überstaatliches Recht gebe, sei eine höhere Kulturstufe erklimmen worden, aber dieses Recht in einem Weltreiche oder einem Weltstaate verwirklichen zu wollen, sei ein utopischer Gedanke; es werde höchstens zu immer umfassendern Staatenbünden und Bundesstaaten kommen. Daß der moderne Verkehr die Staaten immer inniger miteinander verbinde, sei nicht zu verkennen. Müßte man sich vorläufig auch mit der Humanisierung des Krieges begnügen, die von dem Grundsatz ausgehe, daß Krieg nur gegen den Staat, nicht gegen die Bevölkerung geführt werde, und daß den Gegnern nicht mehr Leiden zugefügt werden dürfen, als der Zweck des Krieges fordert, so stehe doch zu erwarten, daß die Kriege immer seltner werden und vielleicht einmal ganz aufhören werden. Der Hegelsche Satz, daß das Bestehende vernünftig sei, gelte ganz besonders im Völkerrecht, nicht in dem Sinne, daß das Bestehende schlechtthin vernünftig und keiner Besserung bedürftig wäre, sondern nur so, daß es trotz seiner Unvollkommenheit Gutes wirke, und daß seine gewaltsame Änderung die Lage der Menschen verschlimmern würde. — Ein Vorzug des Buches ist sein mäßiger Umfang; es kann darum solchen Nichtjuristen empfohlen werden, die sich ohne großen Aufwand von Mühe und Zeit eine Übersicht über das ganze Gebiet der Rechtswissenschaft verschaffen wollen.



## Goethe als Freimaurer



In Nr. 40 der Grenzboten (1908) ist über das Wesen der Freimaurerei gesprochen und darauf hingewiesen worden, daß unter dem deutschen Maurertum auch die Vertreter des klassischen Idealismus, insbesondere Herder, Lessing, Goethe, Wieland, Fichte und andre zu nennen sind. Eben ist ein Buch\*) erschienen, in dem Goethes persönliche Beziehungen zur Freimaurerei geschildert werden, der er über fünfzig Jahre angehört hat. Die erste Annäherung an die Gesellschaften versuchte der Dichter schon 1764 in seiner Vaterstadt Frankfurt a. M., wo einige Jahre vorher die Arkadische Gesellschaft Philandria gestiftet worden war, die zu den geheimen Orden gehörte. Man wurde unter symbolischen Handlungen aufgenommen, nachdem unter großer Vorsicht eine gehörige Prüfung durch die Aufseher heimlich vorangegangen war. Goethe bestand diese Prüfung nicht, und

\*) Goethe als Freimaurer. Von Gotthold Deile. Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Berlin 1908. Sonderheft der Stunden mit Goethe. 337 S. Preis 4 Mark.

sein Aufnahmefesuch wurde wegen seiner Laster abgelehnt. Die Gesellschaft gestaltete sich dann bald zu einer Loge um, und als sie zehn Jahre später um die Aufnahme des inzwischen bekannt gewordenen Dichters warb, da lehnte er ab.

Als Goethe 1775 nach Weimar übergesiedelt war, trat er bald in nähere Beziehungen zu der Loge Amalia, über die der junge Herzog Karl August die Protektion übernommen hatte, und die damals in Weimar im Mittelpunkt des geistigen und gesellschaftlichen Lebens stand. Im Februar 1780 reichte der Dichter sein Aufnahmefesuch ein, und nach einer Wartezeit von vier Monaten durfte er am Vorabend des Johannisfestes an die westliche Pforte klopfen. Nach einjähriger Tätigkeit als Lehrling wurde er in den Gesellengrad befördert, und schon in dieser Zeit bis 1782 verfaßte er Gedichte maurerischen Inhalts, von denen jedoch keins erhalten geblieben ist. Das bekannteste Logenlied Goethes: Ergo bibamus ist erst später in Sena entstanden. In demselben Jahre 1782 trat auch der Herzog selbst dem Freimaurerbunde bei und wurde in Anwesenheit des Herzogs Ernst und des Prinzen August von Gotha-Altenburg in die Loge Amalia aufgenommen. Einen Monat später schon wurden Fürst und Dichter Meister der Loge, aber dieser Umstand hinderte nicht, daß unter den Mitgliedern Spaltungen eintraten, die zur Schließung der Loge führten.

Die Arbeit ruhte sechsundzwanzig Jahre, und endlich 1808 gelang es, die Loge Amalia wieder zur Tätigkeit zu erwecken. Im Salon des Wittumspalais fand die feierliche Wiedereröffnung am 24. Oktober statt, und es begann eine regelmäßige ernste Logenarbeit, an der auch Goethe nach dem Ausweise seines Tagebuches teilnahm. In der Versammlung am 4. April 1809 wurde in Anwesenheit des Dichters der sechsundsiebzigjährige Hofrat Christoph Martin Wieland feierlich eingeführt; zu dessen achtzigstem Geburtstage ließ die Loge dann 1812 eine Denkmünze prägen, und als er im folgenden Jahre starb, hatte Goethe die übliche Gedächtnisrede zu halten. (Abgedruckt im Anhang IV des Deileschen Buches.)

Die Logenbesuche Goethes wurden allmählich immer feltner, aber er nahm doch an jedem bedeutungsvollen Ereignisse, an jedem größern Feste der Loge so lebhaften Anteil, daß ihm die wichtigeren Reden, Gesänge und Anordnungen meist zur Prüfung und Billigung vorher übersandt wurden. Die letzte Logenfeier, bei der der Dichter persönlich anwesend war, fiel auf den 5. Dezember 1815, als sein Sohn, der Kammerrat und Kammerjunker August v. Goethe unter des Vaters Bürgerschaft in den Orden aufgenommen wurde. Von da an vermittelte der Sohn den Verkehr mit den Brüdern in Weimar und mit den auswärtigen Logen. So vertrat er ihn beispielsweise in Erfurt, als der Dichter zum dreißigjährigen Stiftungsfeste der dortigen Loge 1816 feierlichst eingeladen worden war.

Die fünfzigste Wiederkehr des Regierungsantritts des Herzogs im September 1825 gab der Loge Amalia Veranlassung zu einer Feier im großen

Rathaussaale zu Weimar; Goethe wohnte der Festloge zwar nicht bei, verherrlichte das Fest aber durch drei sinnvolle Gesänge, die der Tonkünstler Nepomuk Hummel als Logenbruder in Musik setzte; auch Goethes Jubiläum wurde noch in demselben Jahre auf Veranlassung des Herzogs gefeiert, der damit zugleich die Erinnerung an des Dichters fünfzigjährige Dienstzeit am Weimariſchen Hofe verband, obgleich Goethe erst 1776 in den Staatsdienst getreten war. Drei Jahre nach dieser Feierzeit trat für die Loge wieder einmal ein großer Tag ein: es galt das Gedächtnis an den Großherzog Karl August zu feiern, der am 14. Juni 1828 auf der Rückreise von Berlin in Graditz bei Torgau vom Schläge getroffen in den ewigen Osten eingegangen war. Goethe sollte den Nekrolog abfassen, aber der achtzigjährige Dichter lehnte jede Teilnahme ab; er konnte in seinem Schmerze nicht einmal persönlich oder schriftlich der Großherzogin Luise sein Beileid ausdrücken und zog sich nach dem Schlosse Dornburg zurück, um sein schmerzlich bewegtes Innere durch Fleiß und Zerstreuung zu beschwichtigen, wie er selbst schrieb.

Noch einmal kam ein Jubeltag für den Dichter, als die Loge die fünfzigjährige Wiederkehr seines Eintritts in die Freimaurerei im Jahre 1830 feierte. Persönlich hielt er sich von den Veranstaltungen fern und konnte nicht einmal die Deputation empfangen, die ihm eine Urkunde über seine Ernennung zum Ehrenmitgliede der Loge Amalia überbrachte; aber dem Sinne und Geiste nach war er bei den Brüdern in der Loge Amalia. Vier Monate später starb Goethes Sohn August in Rom, und die Trauerloge für ihn wurde am 2. Dezember 1831 abgehalten; der trauernde Vater freilich mußte fernbleiben. Und dann kam noch eine Feier, die ihn als Bruder anging: die Trauerloge zu seinem eignen Tode; sie wurde auf den 9. November 1832 gelegt, und es war den Brüdern ein heiliges Anliegen, das Gedächtnis Goethes, der zweiundfünfzig Jahre lang ihr edelster Stolz und anhänglichster Bruder und Mitarbeiter gewesen war, aufs würdigste zu feiern. Der deputierte Meister Friedrich von Müller hielt eine (im Anhang VIII abgedruckte) Gedächtnisrede, die in Form und Inhalt als gleich vollendet bezeichnet werden kann.

Nach diesem äußern Umriffe über Goethes Tätigkeit als Freimaurer kommt der Verfasser — er ist Professor in Erfurt — auf des Dichters Maurertugenden zu sprechen, namentlich auf seine Aufklärungsbestrebungen, auf seinen tätigen Eifer für alles Edle und Hohe, auf die Beständigkeit seiner Freundschaft, auf seine Verschwiegenheit, seinen Wohltätigkeitssinn und seine Nächstenliebe, um sodann seine freimaurerischen Gesinnungen an den Dichtungen nachzuweisen, die nicht direkt mit der Loge zusammenhängen. In jedem großen Dichter — sagt Deile — steckt eigentlich etwas von Freimaurerei, wenn er auch nie einen Schurz getragen. Dies gilt von Schiller, obwohl er keiner Loge angehört hat: denn sein ganzes Empfinden und Sehnen, Wirken und Schaffen steht mit dem, was die königliche Kunst lehrt, im Einklang; stets ist Schiller für die drei Ideale der Freimaurer eingetreten, für das Wahre, Gute und

Schöne. \*) Deshalb durfte der Freimaurer Goethe im Epilog zu Schillers *Glocke* seinem Freunde nachrufen:

Indessen schritt sein Geist gewaltig fort  
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,  
Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine,  
Lag, was uns alle bändiget, das Gemeine.

Mit leichter Mühe lassen sich so in Goethes Werken freimaurerische Gedanken und Sinnsprüche finden; mit seinem Geist ist ein neuer Geist in unser Leben eingetreten, das Gefühl der Menschlichkeit, das lebhafteste Bewußtsein der Menschenwürde. Am frühesten hat der Dichter in der *Sphigie* den freimaurerischen Grundgedanken der Gleichberechtigung der Menschen und Völker ausgesprochen; auch der *Westöstliche Divan* ist voll von solchen Grundsätzen, sodaß man diese Dichtung geradezu das freimaurerische Glaubensbekenntnis Goethes genannt hat; ebenso deutet *Deile* die Fabel von Wilhelm Meister im freimaurerischen Sinne.

Selbstverständlich enthalten die Epigramme und Sprüche eine Fülle maurerischer Weisheit, und manche Lieder aus dem Anfang der achtziger Jahre bezeugen den Einfluß, den freimaurerisches Wesen auf des Dichters Gemüt gewonnen hatte. Und nun erst der *Faust*! Theodor Schäfer in Bremen hat nach *Deile* in einer Vogenkorrespondenz dazu bemerkt: Ein solches Freimaurerlehrbuch, eine solche Meisterinstruktion ist auch Goethes *Faust*, den nur der recht verstehn kann, der seiner Natur nach selbst Freimaurer ist: denn gerade die beiden großen Freimaurerideen sind sein Inhalt: vom Falle des Menschen handelt der erste Teil des *Faust* und von seiner Aufrichtung aus dem Falle der zweite Teil, und namentlich dessen Schluß ist so freimaurerisch und meisterhaft, daß er ein unschätzbare Kommentar zu unsrer Ordenslehre genannt werden kann und eine der großartigsten Antworten, die je ein Genius auf die unzähligen Fragen der gequälten Menschenseele gegeben hat; denn vor unserm Daseins uraltem Rätsel stehn wir noch immer wie Kinder, mögen wir uns auch manchmal einbilden, allmählich älter und verständiger geworden zu sein.

Man braucht nicht Freimaurer zu sein und kann das *Deile'sche* Buch doch mit Gewinn lesen; zum Verständnis Goethes und zu einem tiefern Einblick in das Wesen der Maurerei zu des Dichters Zeit tut es gute Dienste. R. Krieg

\*) G. Deile, *Freimaurerlieder als Quellen zu Schillers Lied „An die Freude“*. Wortgetreue Nachdrucke bisher noch unbekannter Quellen mit einer Einleitung über das Verhältnis der Freimaurer zu Schiller. Leipzig, 1907.





## Wien und Berlin als Städte gegensätzlicher Ergänzung

Don Karl Dieterich



Schon in unsern frühern Betrachtungen über Leipzig und München mußten gelegentliche Streiflichter oder Schlagschatten auf die junge Riesenstadt an der Spree fallen, die ja immer mehr zu dem Generalnenner zu werden droht, in dem alle die andern Städtebrüche des Reichs restlos aufgehen sollen. Eine vergleichende Charakteristik Berlins an sich ist ja darum kaum möglich, weil es mit seiner eklektischen Kultur eigentlich alle andern in sich schließt, auf ihren Schultern steht, an ihnen emporgestiegen ist und nun, ihnen den Fuß in den Nacken setzend, sagt: so groß bin ich fast, wie ihr alle zusammen nicht seid in Nord und Süd, du Hamburg und Leipzig und München; ihr seid ja nur Provinznestler und meiner Füße Schemel. So etwa spricht Berlin; im stillen aber denkt es, wenn es einmal in sich geht, ganz anders, aber viel richtiger so: was wärst du denn, du täppischer Bär, ohne die alten Kulturmenschen an der Elbe, der Pleiße und der Havel? Sie machen die Musik, und du tanzest danach, sie geben den Ton an, und du setzest ihn in Bewegung und Kraft um; du hast zwar wenig Genie und noch weniger Manieren, aber deine Bärenstärke ist auch etwas wert; damit hast du ihnen doch allen den Rang abgetanzt.

Wohl hat auch Berlin sein Verdienst an seiner Machtstellung, aber sie ist ganz andern Ursprungs als die der alten Hauptstädte West- und Mitteleuropas: während London, Paris, Wien die Zentralsonnen gewesen sind, an denen sich das gesamte Leben ihrer Länder entzündet hat und noch entzündet, tauchte Berlin als eine kleine Nebensonne aus den Nebeln sumpfiger Niederungen empor und wußte so geschickt das Licht der vielen deutschen Kultursonnen aufzufangen, daß sie schließlich selbst als eine Art Zentralsonne dastand und die andern zu überstrahlen begann. Wie es aber mit diesem ihrem Glanze beschaffen ist, kann man erst dann ermessen, wenn man eine der alten Kultursonnen ins Auge faßt, und zwar die, die nach ihr die stärkste Leuchtkraft in der Sphäre deutscher Kultur entfaltet, also Wien. Die Idee, die beiden Hauptstädte, die des alten und des neuen Deutschen Reichs, zu vergleichen, liegt nahe, ja in der Luft, und so sind fast zugleich zwei kundige Beobachter auf die hohe Warte der Literatur gestiegen und haben ihre Wahrnehmungen dem Publikum verkündet, der eine in der ausgesprochenen Form eines Vergleichs (Alfred H. Fried, *Wien — Berlin, Wien und Leipzig*, v. S.), der andre nur mit gelegentlichen Seitenblicken, insofern er seine Beobachtungen in Form von Briefen an eine Berliner Freundin mitteilt (Fr. Servaes, *Wien, Stätten der Kultur*, Bd. 8, Leipzig, Klinkhardt und Biermann, v. S.).

Es sollen hier nun nicht die Gegensätze in dem Charakter beider Städte, wie sie Fried systematisch, Servaes beiläufig hervorheben, noch einmal zusammengefaßt werden, vielmehr habe ich mir eine andre Aufgabe gestellt, nämlich im

Anschluß an die beiden Bücher die Punkte zu beleuchten, in denen Wien und Berlin einander gegensätzlich ergänzen, d. h. es sollen immer zwei entgegengesetzte Eigenschaften zusammengefaßt und an ihnen demonstriert werden, wie beide wohl in Berlin und Wien vorhanden sind, sich aber in bezug auf die Situation, in denen sie auftreten, wechselseitig zueinander verhalten, sodaß jede gleiche Eigenschaft in Berlin in einer andern Situation erscheint als in Wien. Durch diese Art der Betrachtung werden die innern Gegensätze unter der äußerlich übereinstimmenden Erscheinung noch stärker aufeinanderstoßen.

Da ist zunächst in beiden Städten eine gleichmäßige Verteilung von Konservatismus und Fortschrittlichkeit festzustellen, die aber in ihrer Anwendung grundverschieden sind: Berlin wird zwar von Fried als die Verkörperung des fortschrittlichen Prinzips, Wien als die des beharrenden hingestellt, und das ist, soweit die wirtschaftlich-technische Kultur in Frage kommt, durchaus zutreffend; der Berliner ist, wie der Norddeutsche überhaupt, regamer, tatkräftiger, unternehmender, von einem fast rücksichtslosen Fortschrittsdrange erfüllt, und das geschäftliche Berlin gewinnt einen immer mehr modern-amerikanischen Anstrich dank seinem starken Aneignungs- und Anpassungstalent. In Berlin entsteht kaum etwas Neues, aber alles Neue setzt sich zuerst dort durch; man will um keinen Preis zurückbleiben, und was Paris, London, Newyork Neues hat, muß man auch haben, womöglich schon übermorgen. Das bißchen historisch gewordne tauscht man gern ein gegen das kosmopolitische: man spielt Weltstadt.

Dagegen ist der Wiener freilich noch „rückständig“; er gewährt dem Neuen nur langsam und widerwillig Einlaß. Das Berliner Warenhaus hat Wien noch nicht erobert, nicht nur, weil ihm die Gesetzgebung, sondern auch weil ihm der konservative und individualistische Sinn des Wieners im Wege steht, der gern dem alten geschäftlichen Kleinbetrieb treu bleibt, seine ehrwürdigen Traditionen nicht preisgibt. Daher der weniger luxuriöse aber solidere Charakter der Wiener Geschäfte, daher auch ihr meist noch sehr altmodisches Aussehen.

Einen stark konservativen Zug zeigt auch das Wiener Straßen- und Verkehrsnetz. Der Fiaker und Komfortabel ist noch lange nicht in dem Maße durch das Automobil verdrängt wie in Berlin die Droschke; Stadt- und Untergrundbahn fehlen ganz, denn die Wiener Stadtbahn kann man nicht mit der Berliner vergleichen, wie Fried tut; Berlin ist eine kompakt gebaute, Wien eine weitläufig angelegte Stadt mit weit entlegnen Vororten, und die Stadtbahn hat daher mehr die Bedeutung einer Vorortbahn —, ich erinnere mich, einmal für zwanzig Heller eine halbe Stunde gefahren zu sein — den innern Stadtverkehr selbst vermitteln die Omnibusse, den äußern die „Elektrische“, und darin ist der konservative Wiener praktischer als der moderne Berliner; denn wohin es führt, durch eine Hauptverkehrsader eine Straßenbahn zu legen, zeigt ja das Schicksal der Leipziger Straße in Berlin. Solche Stauungen können in der Kärntner- und Rotenturmstraße nicht vorkommen.

Und damit kommen wir zu einem Charakterzuge, der den fortschrittsfreudigen Berliner ebenso konservativ erscheinen läßt wie den konservativen Wiener fortschrittlich. Bleibt man nämlich nicht an der Oberfläche der Erscheinungen haften, sondern sucht in die Tiefe der Dinge einzudringen, so muß man sagen, daß sich der Grundzug Berlins in allem, was Verkehrsorganisation anlangt, kennzeichnen läßt durch den Ausdruck: schwerfällige, komplizierte Korrektheit, der Wiens durch: geschmeidige Elastizität und Bewegungsfreiheit. Das Berliner Verkehrsweisen kann, wenn man von Stadt- und Hochbahn absieht, durchaus nicht als mustergiltig bezeichnet werden. Nicht nur, daß der Wiener Fiaker

und der Wiener Omnibus viel eleganter fahren als die entsprechenden Berliner Verkehrsmittel — auch der Straßenbahnverkehr mit seinem für die Gesamtheit, wenn auch vielleicht nicht für den einzelnen so bequemen Umsteigesystem wickelt sich viel leichter ab als in Berlin mit der immer wachsenden, schon kaum noch zu übersehenden Zahl seiner „Linien“, wobei man genau darauf achten muß, daß man in die richtige „Nummer“ steigt, wenn man an sein Ziel gelangen will. Der Einheimische mag sich wohl noch orientieren, der Fremde ist einfach ratlos diesem Zahlengewirr gegenüber, und die Verkehrsmittel einer Weltstadt sind doch nicht nur für den Einheimischen da. Dasselbe gilt für die kommunale Verwaltungsorganisation Berlins im Gegensatz zu der von Wien. Dieses hat jetzt 21 Bezirke, in die sämtliche Vororte mit eingeschlossen sind; man kann also von einem Groß-Wien sprechen, während ein Groß-Berlin noch im Schoße der Stadtväter liegt. So kommt es, daß man in Berlin nicht recht weiß, ob man in Berlin, Schöneberg, Wilmersdorf usw. ist; denn in Wirklichkeit ist alles eins geworden. Nicht übertrieben sagt daher Preuß, Entwicklung des deutschen Städtewesens I, 379: „Die organisatorische Anarchie Groß-Berlins bietet in dieser Beziehung das Bild einer geradezu unglaublichen Rückständigkeit und gesetzgeberischen Impotenz.“ Die Berliner Stadtverwaltung ist eben durchaus korrekt, aber von keinem weitblickenden Geiste beherrscht und der Apparat den veränderten Verhältnissen nicht mehr gewachsen. Auch ist Herr Kirschner offenbar kein Lueger; dieser hat das Wiener Stadtgebiet von 178 auf 273 Quadratkilometer erweitert, während das Berliner Stadtgebiet ohne Vororte nur 63 $\frac{1}{2}$  Quadratkilometer umfaßt! Das Wiener ist also nächst dem Londoner das größte in Europa. Und das ist gewiß kein Zeichen von übertriebnem Konservatismus.

Auf einem Gebiete aber hat der Berliner gewiß kein Recht, dem Wiener „Rückständigkeit“ vorzuwerfen: auf gemeindepolitischem Gebiet. Der Berliner mag im technisch-industriellen Leben demokratischer, fortschrittlicher sein, in der Entwicklung des bürgerlich-politischen Lebens ist ihm der Wiener weit voraus. Obwohl Wien ebensogut wie Berlin seine Periode der „dynastischen Konzentration“ erlebt hat, und obwohl sich das Bürgertum der Macht des höfischen Adels ebenso beugen mußte wie in Berlin, so war der Unterschied doch der, daß sich in Wien Adel und Bürger näherten, indem jener sich vor allem hochmütigen Wesen hütete, diese sich der feinern Lebensart des Adels anpaßten, was in Berlin leider nicht geschah. Man sehe das Nähere bei Servaes, S. 15 ff. Infolge dieser sozialen Durchdringung und gegenseitigen Verträglichkeit fehlt es auch in Wien an jenem Geist des Mißtrauens und der Verhetzung, was sich in Zeiten politischer Erregung am deutlichsten zeigt. Fried vergleicht den 29. November 1905, wo 300 000 Sozialisten in corpore unbehelligt über den Ring marschierten, mit jenem 21. Januar 1906 in Berlin, wo man aus Furcht vor Demonstrationen sofort die schärfsten Maßregeln des Polizei- und Militärstaates ergriff.

Also Konservatismus, wo er am Platze, und Fortschritt, wo er am Platze ist — das ist das richtige, und dem scheint mir der Wiener näher gekommen zu sein als der Berliner.

Ein zweites Paar gegensätzlich wirkender Eigenschaften sind Individualismus und Sozialismus in ihren Äußerungen im öffentlichen und privaten Leben. Der Wiener ist in seiner persönlichen Lebensführung durchaus individualistisch angelegt, darin ebensowehr Einzelmensch wie der Berliner Herdenmensch. Der Wiener liebt es, seine Geschäfte zum Einkauf selbst zu wählen, weil er individuell behandelt sein will, der Berliner kauft wie auf Kommando in den Warenhäusern;

der Wiener liebt keinen Einheitsstypus für seine Wohnungseinrichtungen und auch keine feste Verwendung der Wohnräume selbst wie der Berliner, der sich seine Ausstattung möglichst „stilvoll“ vom Tapezierer herrichten läßt; die Einrichtungen des Wieners aus dem Mittelstande sind, wie Fried sagt, mehr erlebt und ererbt als erworben, und die vornehmen und wohlhabenden legen auf die künstlerische Kultur des Wohnhauses und zugleich auf seine zweckvolle Anlage einen höhern Wert als der auch hierin streng vorschrittmäßig handelnde Berliner, dem individuelle Bedürfnisse fremd sind. Wo dieser individualistisch sein will, schlägt sein Individualismus nur zu leicht in Atomismus um; der Berliner versteht es, Individualist zu bleiben, auch wo er nicht allein ist; der Wiener versteht es, um es zu werden, sich erst äußerlich von seiner Umgebung abschließen. Den Wiener stört es nicht, daß vier bis sechs Familien auf einem Flur wohnen; der Berliner liebt nur die Zweietagenwohnung und kennt dann seinen Nachbarn kaum. Der Individualismus des Wieners betätigt sich im Innern seiner Wohnung, der des Berliners beschränkt sich auf deren äußere Lage; er ist mehr exklusiv als individualistisch. Der Unterschied zwischen dem Wiener und Berliner Individualismus äußert sich zumal in einer größern Menge: der Berliner geht in sehenswürdige Restaurants, und wenn sie zum Erdrücken voll sind; man muß doch da gewesen sein; darin ist er ganz Massenmensch. Ist er aber erst darin, so kümmert er sich um niemand mehr; dann erwacht der Einzelmensch in ihm; höchstens daß er jemand anredet, um ihn darauf aufmerksam zu machen, daß „sein“ Tisch reserviert ist. Der Wiener macht gerade umgekehrt: er will sich nicht tot drücken lassen, um in ein Wirtshaus zu gelangen, aber er will sich darin auch nicht tot langweilen; er will genießen und sich an und mit seiner Umgebung erfreuen; sein Individualismus hat einen stark sozialen Einschlag, wie der des Berliners einen stark antisozialen. Fried erläutert diese gegensätzlichen Züge an der Schilderung eines Baumbliütentages in Werder und eines „Heurigen“ nachmittags in Ruffdorf (S. 86 ff.), und wenn er auch die Farben etwas stark aufgetragen hat, so sind sie doch nicht gefälscht. Der Wiener will sich ausleben, der Berliner muß sich austoben.

Wie steht es nun mit den Gegensätzen im sozialen Charakter? Man kann hier kurz sagen: der Wiener ist sozial beim Vergnügen, der Berliner bei der Arbeit. Vielleicht nur noch in dem industrialisierten England findet man so viel Anpassungsfähigkeit und rücksichtslose Selbstverleugnung bei der Arbeit des Menschen wie in Berlin, und vielleicht nur noch in dem Lande des dolce far niente so viel Anpassungsfähigkeit beim Genießen wie in Wien. Der Berliner ist als Beamter ganz Pflichtmensch, als Gewerbetreibender ganz Geschäftsmensch, der nie Zeit für Nebendinge noch für Nebenmenschen hat, weil ihn entweder Pflichterfüllung oder Erwerbsinteresse daran hindert. Nur bei der Arbeit geht der Berliner ins Ganze auf, in ihr fühlt er sich in seinem Element. Fried erklärt wohl mit Recht diese Arbeitsfreudigkeit als eine Folge der Kargheit des märkischen Bodens, nicht der militärischen Schulung (S. 75), die den Menschen zur Anspannung aller Kräfte zwang. Umgekehrt hat der Wiener, wenn er auch nicht so schwerfällig ist wie zum Beispiel der Münchner, doch nicht dieses Arbeitsbedürfnis, wie es der Berliner hat. Ihm ist die Arbeit mehr ein notwendiges Übel, kein Lebenselement; hier fehlt es ihm an dem sozialen Eifer, und Überanstrengung liegt ihm fern; er will keine Maschine, er will Mensch sein. Ich erinnere mich noch, welchen drolligen Eindruck es mir machte, als ich eines Nachmittags den Hof des Wiener Hauptpostamts betrat: dort saßen, malerisch zerstreut, auf Kisten, Handwagen

und Treppenstufen lauter Postillone und nickten oder rauchten aus langen Pfeifen — ein echtes Siestabild im Zeichen des Verkehrs! Ist dem Wiener schon die häufige Unterbrechung der Arbeit ein Bedürfnis, so zeigt er erst im völligen Nichtstun seine ganzen sozialen Tugenden: das Cafelieben, das Ringbummeln, die Praterseife — das sind die Ideale des Wieners, und in deren Erfüllung nimmt er es ebenso genau wie der Berliner mit der Berufspflicht; hier bewährt er seine ganze bewundernswerte Anpassungsfähigkeit, seinen harmlosen Humor, seine taktvolle Gemütlichkeit. Ja selbst in der Mode bemerkt man die hohe soziale Kultur des Wieners: die Wiener Damen tragen und kleiden sich äußerst geschmackvoll, aber nie auffallend, wie es die Berlinerinnen gern tun. Diese sehen, wie Fried gut hervorhebt, in der Mode ein Mittel zum Hervorstechen, die Wienerinnen ein Mittel zum Verschwinden in der Masse. „Man soll nicht sich hervorheben, sondern das gesamte Straßensbild. . . . Das Individuum opfert seine Toilette der Gesamtheit, es kleidet nicht sich, sondern die Stadt, wie die Rose, wenn sie sich selbst schmückt, den Garten schmückt.“ (S. 21 f.) Es ist eine Art passiver Sozialismus, dem der Wiener huldigt im Gegensatz zum aktiven des Berliner. Er paßt sich leicht an, aber doch nur mit jenem lässigen Stolz, der etwas Aristokratisches an sich hat. Servaes hat diese aristokratische Schmiegsamkeit des Wieners, diese Scheu einer durch lange Tradition disziplinierten Masse gegen alle gewaltsame Initiative einzelner auf S. 50 f. fein charakterisiert.

Damit kommen wir zu einem dritten Paar von Gegensätzen zwischen Berlin und Wien, den Gegensätzen, die sich in der Ästhetik der Lebensführung äußern. Es sind die Gegensätze zwischen Prachtliebe und Nüchternheit, wie sie sich im Hause und nach außen hin darstellen. Der Berliner, von Haus aus nüchtern und an enge Verhältnisse gewöhnt, sucht seiner Umgebung einen äußerlichen Glanz und „Stil“ zu verleihen, der im Grunde völlig unbürgerlich ist und frostig anmutet. Hochherrschastliche Wohnungen, elegante, mit allem raffinierten Luxus ausgestattete Hotels, Restaurants und Cafés stehn in peinlichem Kontrast zu der Schmuck- und Stillosigkeit der meisten öffentlichen Gebäude aus älterer Zeit; aus dem alten bescheidenen Kleinbürger ist der prozige Weltstadtmensch geworden — nicht etwa Weltbürger, das ist der Berliner noch lange nicht —, der es nicht versteht, mit rein stofflichen Genüssen ein feineres geistiges Genießen zu verbinden: man ißt prozig bei Kempinsky oder gar im „Rheingold“ — was würde Wagner zu dieser Profanierung sagen? —, während die alten, traulichen, von so reichen historischen Erinnerungen durchwürzten schlicht-soliden Weinlokale von Lutter und Wegener, Hausmann u. a. fast leerstehn und nur von einigen Sonderlingen besucht werden. Es ist eine Art ästhetischen Prozentums, das den Berliner in die Bierpaläste, die Frektempel, die Cafémoscheen treibt und das ihn, weit entfernt, ihn ästhetischer zu machen, innerlich nur noch mehr verarmen läßt und ihm immer mehr das raubt, was bei ihm schon nicht sehr stark entwickelt ist: die Gemütskultur. Der Berliner ist eben kein Genußmensch im feinem Sinne wie der Wiener, darum braucht er starke äußerliche, auf die Sinne wirkende Mittel, um in eine Genußstimmung zu kommen: wie er draußen im Walde seinem Wohlbefinden durch schreiende Diskantttöne Luft macht, so liebt er in seinen öffentlichen Lokalen starke, blitzende, glänzende, blendende Farbwirkungen, an denen er sich berauschen kann, rein stofflich-sinnliche Wirkungen, die ihn aus dem grauen Alltag hinausheben in eine künstliche Zauberwelt, die für ihn zugleich den Begriff des Künstlerischen in sich schließt, und die ach!

doch so unkünstlerisch ist. Wo wäre denn auch die Verkörperung der Kunst in Berlin zu finden? Wo wären Monumentalbauten, wie sie Wien in seinem Rathhaus, seiner Universität, seinem Parlament, seinem Burgtheater, seiner Hofoper besitzt (die Kirchen können billigerweise nicht zum Vergleich herangezogen werden), und die wenigen, die künstlerisch wertvoll sind, wie das Schauspielhaus, die Nationalgalerie, das Alte Museum, das Zeughaus, sind entweder verbaut oder ihrer Umgebung nicht harmonisch eingefügt; könnte man alle diese Bauten zwischen Schloß und Brandenburger Tor unterbringen, so wären die „Linden“ zu einer wirklichen Triumphstraße geworden, anstatt zu einer profanen Geschäftsstraße, die sie jetzt sind, und Berlin hätte dem wunderbaren Wiener „Ring“ wenigstens etwas einigermaßen Ebenbürtiges an die Seite stellen können. Aber, wie Fried ganz richtig bemerkt, Berlin hat keine Beduten, und es hat sie nicht, weil seinen Erbauern der große Blick für künstlerische Gruppierung fehlte; so hat man hier etwas hingesezt und da etwas hingesezt, und auf die Wirkung hat man nicht gesehen. So gehn die wirklich schönen Bauten Berlins dem Blick verloren, die weniger schönen machen sich unangenehm breit, und der ästhetische Sinn bleibt bei der großen Menge unentwickelt. Und dasselbe wie von den Monumentalbauten gilt von den Denkmälern, wovon man ja nicht weiter zu reden braucht.

Alles das war in Wien anders; es hatte schon einen großen Horizont, als Berlin noch ein ostelbisches Provinznest war; es war schon ein Athen, als Berlin noch ein Sparta war, die Hauptstadt eines großen Weltreiches, als Berlin noch die Residenz des armen Preußen war. So wurde der Wiener früh an den Anblick öffentlichen Glanzes und öffentlicher Pracht gewöhnt, die seinen Geschmack läuterte und veredelte, ohne daß er aber in seinem konservativen süddeutschen Bürgersinn das Bedürfnis empfand, sie in seine Sphäre zu verpflanzen. Wenn der „bessere“ Berliner seit den siebziger Jahren in einem möglichst palastähnlichen Gebäude wohnen mußte mit einem weiten, luxuriös ausgestatteten Treppenhaus, blieb der Wiener, der ja keine „Gründerzeit“ erlebte, der alten, einfachen Bürgerweise treu; auch der Wohlhabendere wohnt noch jetzt in den alten schlicht-nüchternen Miethäusern mit den immer offenen Eingängen, den ausgetretenen Steintreppen und dem zu den einzelnen Wohnungen führenden Gange mit den vielen wie in einem Hotel nummerierten Türen; er legt keinen Wert auf elegante, stilvolle Ausstattung noch auf behaglichen Komfort. Die Wiener Wohnung gleicht in Anlage und Ausstattung mehr der französischen, die Berliner mehr der englischen; wie ja auch der Wiener mehr nach außen, der Berliner mehr nach innen gravitiert, d. h. daß dieser seine Vorzüge mehr im Hause, jener mehr außer dem Hause betätigt, was sich auch der ästhetischen Wertschätzung der Wohnräume mitteilt: der Berliner will sich in seinem „Heim“ auch wirklich angeheimelt fühlen, und die von der Kunstindustrie erhobne Forderung des „Schmücke dein Heim“ sucht er in der verschiedensten Weise zu erfüllen. Der Wiener stellt an seine Wohnung nur Zweckmäßigkeitsansprüche, das Ästhetische ist ihm mehr soziale Angelegenheit als private, während es beim Berliner umgekehrt ist; dieser hat deshalb die Nüchternheit draußen, der Wiener drinnen (man lese die Schilderung bei Fried S. 42). Und ist darum die Wohnung des Berliners im allgemeinen gemüthlicher, so gilt das von den öffentlichen Lokalen des Wieners. Sie sind nicht so prunkvoll wie die Berliner, aber einladender, man möchte sagen: wohlicher. Der Berliner scheut sich förmlich davor, in einem „Wiener Café“ gar zu lange zu verweilen; in Wien richtet man sich im Café fast häuslich

ein wie in Paris; man liest und spielt nicht nur, man schreibt auch Briefe und schließt Geschäfte ab; das Café hat eine soziale Bedeutung.

Fasst man die verschiedenen Paare von Gegensätzen zwischen Wiener und Berliner zusammen, so kann man sagen, den Wiener charakterisiert eine eigentümliche Mischung von Individualismus und Sozialismus, wobei der zuletztgenannte überwiegt; den Berliner dagegen kennzeichnet im Gegenteil eine scharfe Scheidung beider: er ist entweder reiner Mensch oder reiner Massenmensch; es fehlen ihm die feineren Nuancen und Übergänge, wie auch seine Kultur jünger und deshalb weniger reich abgestuft und weniger tief eingewurzelt ist. Berlins bürgerliche Schicht war zu dünn, um ein bodenständiges, widerstandsfähiges Element zu schaffen, einen festen Kern, an den sich alle fremden Elemente ansetzen konnten. Ist der Wiener als Individuum anpassungsfähiger als der Berliner, so ist er als Gesamtwesen assimilierungskräftiger als dieser: der Tscheche, der Jude, der Ungar, der nach Wien kommt, wird bald Wiener; der Pole und der Jude, der nach Berlin kommt, wird kein Berliner, sondern bleibt Pole oder Jude und assimiliert sich eher den Berliner, als daß dieser ihn sich assimiliert. Der alte gemütliche, etwas spießbürgerliche und hausbackene aber biedere Berliner Bürger, wie er vor 1870 war, ist fast völlig verschwunden, wie ja die alten Berliner Familien immer mehr gegen das zugewanderte Element verschwinden. Und gewiß ist auch der heutige Wiener nicht mehr derselbe wie der Altwiener aus den Tagen Nestroys und Raimunds, aber das Wiener Blut hat sich trotz aller Mischung besser behauptet als das Berliner, weil es über die bindende Kraft einer alten Kultur und einer glücklich gemischten Rasse verfügt. Freilich als Typus einer süddeutschen Stadt kann man Wien ebensowenig betrachten wie Berlin als den einer norddeutschen; in dieser Hinsicht kann man nur Hamburg und München miteinander vergleichen. Berlin und Wien sind internationale Städte, nicht nur in ihrer Kulturstellung, sondern auch ethnographisch: Berlin steht auf slawischem, Wien auf keltischem Boden, und im Laufe seiner Entwicklung hat Berlin ein ebenso starkes französisch-keltisches Element (durch die Refugiés) wie Wien ein slawisches in sich aufgenommen; es fand also ein Ausgleich statt: dort eine slawische Unterschicht und eine keltische Oberschicht, hier eine keltische Unter- und eine slawische Oberschicht. Dazu als drittes fremdes Ingrediens das jüdische Element, dessen Fehlen für Berlin ebenso undenkbar ist wie für Wien: dort macht seine Zahl zehn, hier dreizehn Prozent der Gesamtheit aus, und es ist nun merkwürdig, daß, wie Servaes (S. 41 f.) hervorhebt, das Wiener Judentum ungleich mehr wienerisch geworden ist als das Berliner Judentum berlinisch, und zwar im Typus wie im Wesen. Dasselbe kann man übrigens an den süddeutschen Juden beobachten, offenbar ein Ergebnis der höhern Kulturkraft des städtisch-bürgerlichen Südens gegenüber dem agrarischen Nordosten. In jedem Fall ist die Wiener wie die Berliner Bevölkerung ein Mischprodukt aus den drei großen europäischen Rassen, und nur die Schichtung sowie das Verhältnis der Elemente zur Kultur ist eine andre, deshalb aber auch das Produkt so grundverschieden: während in Berlin das niederdeutsche Element nicht wesentlich über das grundlegende slawische an Kultur emporragte, vielmehr durch dieses herniedergezogen und erst durch das fremde französische Element für eine höhere bürgerliche Kultur gewonnen wurde, baute sich in Wien auf der keltischen Grundlage eine starke einheimisch-deutsche Kultur auf, die durch starke slawische Beimischungen wohl nuanciert, aber nicht paralytiert wurde. In Berlin fehlte

ein solches konstitutives Kulturelement, deshalb blieb es erst lange ungebührlich zurück und schoß dann unter günstigen historisch-politischen Verhältnissen einem Spargel gleich in die Höhe. Wien dagegen besaß in seiner alten Kultur ein Element, das unter ungünstigen politischen Verhältnissen mehr hemmend als fördernd wirkte, und so blieb es lange auf seiner stolzen Höhe stehen, auf die es eine glorreiche Geschichte gehoben hatte, und wenn es sich auch in dem letzten Jahrzehnt wieder stärker gereckt und geregt hat, um mit Berlin zu rivalisieren, so kann das doch nur geschehen im Sinne eines natürlichen Gegengewichts. Berlin blickt nach Westen und hat vom Westen her seine Betriebamkeit und seinen Fortschritt gelernt; Wien aber blickt nach Osten und hat vom Osten die beharrende, ja leicht retardierende Tendenz in sich aufgenommen, jene Tendenz, die zum Augenblicke spricht: „Berweile doch, du bist so schön!“, vom Westen aber nur die Anmut und den holden Leichtsinne, der das Leben vergoldet. Ein Dichter hat einmal Berlin bezeichnet als den Kopf, Wien als das Herz des deutschen Volkes, und man könnte daran manche Gedanken variierend anknüpfen. Gewiß wäre es Unrecht, dem Berliner Herz und Gemüt abzusprechen, er leidet nur, wie Fried es treffend ausdrückt, an Gemütsprüderie, er kann seine Gefühle besser beherrschen und be meistern, nicht nur wenn es nottut. Ist das ein unverkennbarer Vorzug im Kampfe um die künftige Weltstellung, so ist es doch auch ein Glück, daß es einen festen Pol, ein Gegengewicht gibt gegen den Berliner Amerikanismus. So saßt Servaes die Kulturaufgabe Wiens auf, dem es zufalle, „den ruhigen Stolz einer alten Vornehmheit zu pflegen“ und so das aristokratische Prinzip zu vereinigen mit dem demokratischen, das historische mit dem unhistorischen, das individuelle mit dem sozialen.

Wohl gab es auch für Wien eine Zeit, wo es um jeden Preis eine moderne Weltstadt werden wollte, wo die gemüthlose Häuserspekulation einen steinernen Ring nach dem andern um die Stadt legte und die Natur immer mehr aus ihrem Gebiete hinaustrieb, aber ein instinktives Reaktionsgefühl sowie die lebendig fortwirkende Tradition einer alten Gartenkultur rief dieser Bewegung rechtzeitig ein „Halt“ zu, und es entstand ein Plan, der dem neuen Wien ebenso zur zeitgemäßen Zierde gereichen wird, wie es die zahlreichen Stadtparks und Stadtgärten dem alten gegenüber taten, der Plan nämlich, die Stadt mit einem großen Wald- und Wiesengürtel zu umgeben, der das vordringende steinerne Häusermeer anmutig beleben und durchbrechen soll. Dieser Plan ist darum für Wien so charakteristisch, weil er zeigt, wie man es dort versteht, die alten Traditionen auf die neuen Verhältnisse zu übertragen. Beides in Zusammenhang gebracht und zu einer Reihe reizvoller Kulturbilder gestaltet, zeigt das Büchlein von Arthur Roesler,\*) das zum Schluß hier noch erwähnt sei, als ein Versuch, die Wiener geistige Kultur aufzufassen im Spiegelbild seiner gärtnerischen Kultur. Da zeigt sich der dankbare Sinn des Wieners für die Schönheiten seiner Stadt vereint mit dem für ihre großen Männer und ihre große Vergangenheit: Gestalten wie Stifter, F. v. Saar, Sauter, wie die des Wiener Kongresses und des Biedermeiertums werden hier auf einem mit ebenbürtiger Kunst gezeichneten Hintergrunde wieder lebendig, und seltsam wogen Vergangenheit und Gegenwart durcheinander. Aber schon künden sich daraus leise die Linien an, die das Bild der Zukunft bestimmen werden, wie es Roesler in dem Abschnitt über den neuen Wald- und Wiesen-

\*) Von Wien und seinen Gärten. Wien, Gräser, 1908.

gürtel gezeichnet hat, das Bild einer Zukunft, die keine gewaltfame Losreißung von der Vergangenheit bedeutet, sondern eine naturnotwendige Weiterentwicklung aus ihr, die Konservatismus mit Fortschritt harmonisch vereinigt, die der Natur der Bevölkerung ebenso treu bleibt wie der Natur der Landschaft.



## Der rote Hahn

Von Palle Rosenkrantz. Deutsch von Ida Anders

(Fortsetzung)



Signe stand vor dem Hause, ein wenig verlegen, ein wenig atemlos. Ein Herr möchte mit dem Herrn Gutsbesitzer sprechen.

Hilmer blickte auf. Fragen Sie, wer es ist. Ich habe doch Besuch und mag mich nicht stören lassen. Sie müssen immer fragen, Signe. Mögen die Leute ihren Namen sagen. Ich hasse dieses Hereinplagen zur Zeit und Unzeit. Außerdem habe ich Ihnen auch wohl schon früher gesagt, daß Sie fragen müssen.

Signe näherte sich dem Gutsbesitzer und sagte ganz leise ein paar Worte.

Hilmer sprang auf. Kriminalkommissar Frederiksen. Gut, gehen Sie. Sagen Sie ihm, ich werde kommen.

Signe ging.

Hilmer wandte sich zum Bürgermeister und sagte ein wenig gezwungen: Kriminalkommissar Frederiksen. Es ist doch merkwürdig, daß er heute hier heraustritt, er muß ja doch wissen, daß ich heute am Geburtstag meiner Tochter Gäste habe.

Der Bürgermeister wurde blutrot: Frederiksen — der Postzeithund, das ist ja verdammt.

Kann ich ihn nicht bitten, morgen wiederzukommen? fragte Hilmer. Nun hat das Vieh mir seit acht Tagen das Haus eingelaufen; wenn ich es nicht besser wüßte, würde ich glauben, er und dieser verdammte Kommissionsrichter wollten mich bezichtigen, Deichhof abgebrannt zu haben.

Der Bürgermeister rückte nervös auf seinem Platz hin und her: Seydewitz, sagte er.

Seydewitz sprang auf und trat dicht vor den Bürgermeister hin.

Was bedeutet das, Seydewitzchen, sagte dieser leise, glauben Sie, daß die Kanaille etwas vor hat?

Ich fürchte das Schlimmste, sagte Seydewitz in demselben gedämpften Ton. Es wäre vielleicht das Beste, wenn ich hinausginge.

Der Hofjägermeister und der Postmeister saßen und starrten die beiden Obrigkeitspersonen an.

Nein nein, sagte der Bürgermeister. Nein, lieber Hilmer, gehen Sie hinaus und bitten Sie den Kommissar bis morgen zu warten. Das ist doch zu toll, die Leute zu stören, wenn man weiß, daß sie Besuch haben; das kann er nur auf eigne Rechnung getan haben, das würde Richter nie tun.

Hilmer ging.